

KAUM AUF DER WELT, SCHON WIEDER WEG

Überleben in Bensheim und im Gasthof

»Der riskiert nur ein Auge«, hieß es scherzhaft, als sich Tage nach meiner Geburt immer noch nichts tat in Sachen offener Blick, wie er den Ostfriesen eigen ist – eigentlich. »Es ist noch etwas verklebt«, mutmaßte die Hebamme, »das wird schon.« Es dauerte dann aber doch etwas länger. Drei Jahre lang blieb das rechte Auge geschlossen. Getauft haben sie mich trotzdem, auf den schönen Namen Karl Bernhard. So superkreativ war das allerdings nicht, denn mein Vater hieß Karl und ein Saufkumpan von ihm Bernhard. Übliche Praxis damals in Emden.

An jenen 1. Februar 1941 erinnern sich viele Einwohner des verträumten Kriegshafenörtchens noch heute mit Schrecken. Allerdings nicht meinetwegen, sondern weil englische Bomber Angriff auf Angriff flogen in dieser Nacht. Emden musste als erste deutsche Stadt leiden, vermutlich, weil es so nahe an England liegt. Jedenfalls traf das Schicksal auch die Lehrerfamilie Dall – wir wurden ausquartiert. Meine älteste Schwester Elisabeth verschlug es erst in die Nähe von Bremen/Rothenburg, dann zu Tante Anna. Die zweitälteste, Inge, sollte zunächst bei irgendeiner Familie in Hessen landen. Für meine Mutter, meinen Bruder Otto und den drei Monate alten Nesthaken Karl hieß das Ziel Bensheim an der Bergstraße. Johanna Dall hat dann dafür gesorgt, dass sie schnellstmöglich alle ihre vier Kinder wieder um sich hatte. Unser

Vater konnte nicht helfen, bloß Feldpostbriefe schreiben von der Front.

In Bensheim lebten wir so lange, bis Inge hessisch zu babbeln begann. Mich hat das alles ziemlich kalt gelassen, kein Wunder, in dem Alter ...

Meinen Geschwistern erging es anders. Elisabeth, auch Anneliese oder Lieschen genannt, musste mich immer in den Keller tragen. Sie war ja schon groß, hieß es, gerade mal sieben Jahre alt. Die Stunden der Angst hat sie bis heute nicht vergessen, Sirenengeheul geht ihr immer noch durch und durch.

Was mein Gedächtnis angeht, bin ich wohl eine Ausnahmeerscheinung. Während Experten behaupten, Erinnerungen an die Kindheit reichten höchstens bis zum dritten oder vierten Lebensjahr zurück, habe ich einige Ereignisse von damals ganz konkret auf der Festplatte. Niemand mag mir das glauben – es stimmt aber trotzdem. Den Sturz vom Arm meiner Mutter, zum Beispiel, im Sommer 1942.

Ich höre noch ihren Aufschrei, sehe vor mir, dass der Boden, dem ich mich rasend schnell näherte, rot, schwarz und weiß gefliest ist. Mein rechter Arm brach, an Schmerzen erinnere ich mich nicht.

Zwanzig Jahre später bin ich in die Gegend an der Bergstraße getrampt. In dem Haus, das wir damals bewohnt hatten, inspizierte ich sofort den Küchenboden: rote, schwarze und weiße Kacheln!

Das Armgelenk war total zerschmettert – Dr. Vogel, auch Vogel-Doktor genannt, fiel nicht mehr ein als Gipsen. »Warten Sie einfach ab«, sagte der wackere Mediziner gelassen zu meiner Mutter, »es wird schon zusammenwachsen, was zusammengehört.« Historiker untersuchen übrigens, ob Willy Brandts berühmte Äußerung nach dem Ende der deutschen Teilung hier ihren Ursprung hatte ...

Jedenfalls lautete die Einschätzung des Vogel-Doktors, dann hat der Karl eben vielleicht später »so ein Ärmchen«, das kraftlos am Körper baumelt.

Alle rechneten mit dem Schlimmsten. »Er kann ja auch mit links schreiben«, tröstete sich die Familie. Zum Glück blieben mir dauerhafte Schäden erspart. Unser Vater im Krieg durfte davon natürlich nichts erfahren, er hatte ja so schon ausreichend Sorgen. Mutter verheimlichte ihm vieles, aus Rücksicht auf seine Nerven. Sie selbst hatte niemanden, dem sie ihr Herz ausschütten konnte – Frauenschicksal zu dieser Zeit.

Noch heute erzählen meine Geschwister – ich kann mich – natürlich – sogar selbst daran erinnern –, dass ich allerlei Unrat, Spielzeug und Nützliches in der nach vorne offenen Gipsmanschette unterbrachte. Eine Art Handtäschchen ...

Jedenfalls trat mein Sammeltrieb wohl schon in jungen Jahren zutage.

Unter einer weiteren Eigenheit von mir musste meine Mutter sogar körperlich leiden. Sie hat mich nämlich ziemlich lange gestillt, gelegentlich sogar in ihrem Bett. Einmal habe ich ihr beim Trinken ziemlich heftig in die Brust gebissen. Zum Schmerz gesellte sich Ärger – ab sofort erhielt ich nur noch feste Nahrung. Sogar daran kann ich mich erinnern. Jedenfalls beiße ich mich seitdem durchs Leben. Übrigens heißt es ja, dass Langzeitsäuglinge später weniger rauchen. Bei mir zumindest trifft das tatsächlich zu, meistens.

Als Zweijähriger entdeckte ich auf einem Streifzug durch die Gemeinde einen Mann, der sich gerade am Brunnenrand ausruhte. Ganz vorsichtig schlich ich an ihn heran, packte seinen Laib Brot und wetzte stolz damit nach Hause. »Hab ich gefunden«, berichtete ich meiner Mutter. Sie freute sich auf zusätzliche Nahrung, holte schon das Messer – da stand plötzlich der hungrige Eigentümer hinter uns.

Sie schämte sich fürchterlich für ihren Sprössling. Mehrfach hat sie in späteren Jahren diesen Vorfall erwähnt, wenn ich auch nur ansatzweise in eine kriminelle Handlung verwickelt war. Das finde ich nach wie vor ungerecht. Schließlich wollte ich doch bloß die Familie durchbringen!

Wir wohnten in einer Grabsteinfirma. Auf dem Gelände lag jede Menge alte Munition herum. Ich sammelte alles – siehe auch unter »Trieb« –, was ich finden konnte, in einem Erdhöhlen-Depot. Speziell glänzenden, scharfen, kupferfarbenen Gewehrpatronen ließ ich besondere Behandlung angedeihen, trug sie in die Wohnung und drapierte sie stolz auf den heißen Küchenherd. Das löste jedes Mal erhöhte Aufmerksamkeit aus – Mutter, Bruder und Schwestern taten alles, um mich kurzzeitig abzulenken. In der Zwischenzeit ließen sie mein liebstes Spielzeug verschwinden.

Explosive Stimmung herrschte später auch im Halbstarkenmilieu. Schon Wochen vor Silvester ging die Knallerei los, weit bis ins neue Jahr hinein. Am liebsten saß ich mit meinen Kumpels im Graben. Wenn alte Leute auf dem Rad vorbeifuhren, warfen wir ihnen Kanonenschläge in die Speichen – manchmal mit umwerfender Wirkung.

Für Feuerwerk aus dem Laden hatten wir natürlich meist kein Geld, mussten also selber basteln. Das ging ganz einfach, mit einer Dose, Karbid und Wasser. Das Rezept verrate ich aber nicht, sonst nehmen mich die halbwüchsige Stadtguerilla von Leer oder andere Terroristen noch als Vorbild.

Ich beendete übrigens die Versuchsreihen ganz zügig, als ich hörte, wie ein Junge aus unserer Schule bei einem solchen Experiment die halbe Hand verlor. Die Kriegsjahre habe ich also ziemlich unbeschadet an Leib und Seele überstanden. Zwar erinnere ich mich an brennende Flugzeuge und an Fallschirmjäger am Himmel, die verfolgten mich aber nicht bis in die Träume. Gnade der späten Geburt.



Wenn wir allerdings nach Luftangriffen aus dem Keller in die Wohnung zurückkehrten, sah ich Einschusslöcher am Haus, einmal sogar im Schlafzimmer direkt über dem Bett. Flüchtende Soldaten warfen ihre Waffen bei uns über den Zaun – sie hatten die Schnauze voll vom Kämpfen. Wir Kinder holten uns die Handgranaten und spielten damit, ohne Folgen Gott sei Dank, manchmal ist das Schicksal gnädig.

Vier Jahre lang wohnten wir in der Grabsteinfirma, heute existiert sie nicht mehr. Die ist dann wohl irgendwie gestorben. Als ich sie Anfang der Sechziger besuchte, erschien mir alles viel kleiner als im Krieg. Muss wohl daran liegen, dass ich inzwischen auf eins zweiundneunzig gewachsen war ...

Mit dem Rotzkocher Richtung Frieden

1945 fuhren wir in einem offenen Wagen von Bensheim Richtung Norden durch das zerbombte Deutschland. Mein Vater, gerade unversehrt aus dem Krieg heimgekehrt, hatte einen »Rotzkocher« organisiert, das war ein Lastwagen, der mit Holzgas angetrieben wurde. Zwischendurch mussten wir immer wieder Pausen einlegen, um einen kleinen Wald zu zerhacken. Futter für das Feuer unter dem Kessel.

Quartier machten wir in einem Gasthof bei Hoya an der Weser, in der Nähe von Vaters alter Heimat, sechs Personen in einem einzigen Raum. Im Dorf ging der Schnapsbrenn-Apparat herum, donnerstags war er bei uns. Der Polizist hatte ihn mittwochs und brachte ihn nachts zu uns rüber. Freitags musste der Apparat wieder weiter. Zuerst wurde Feuer gemacht, dann kamen Stroh und Zuckerrüben in einen umgebauten Lastwagentank, es roch interessant gefährlich, und der Schnaps, der am Ende rauslief, hatte bestimmt neunzig Prozent. Unter diesen Dämpfen schlief ich jeden Donnerstag ein. Vielleicht hat das ja meine Affinität zum geselligen, feuchtfröhlichen Treiben verursacht.

Der Schnaps wurde verdünnt und erhielt mit vielerlei Essenzen die gewünschte Geschmacksrichtung. Die ließ man sich in kleinen Flaschen per Post schicken. Für diesen Zweck gab es schon Ende der vierziger Jahre Versandhäuser. Andererseits herrschte damals Alkoholverbot, man durfte sich also nicht erwischen lassen. Wenn in unserem Gasthof ein Tanzvergnügen stattfand, wurde offiziell ein rotes, alkoholfreies warmes Getränk ausgeschenkt. Aber jeder hatte den richtigen Schnaps in einer Tasche dabei und schenkte sich unterm Tisch fleißig ein. Da waren sich alle einig. Wir im Dorf hielten zusammen wie Pech und Schwefel, und der Polizist fuhr schon mal besoffen mit seinem Motorrad über die Tanzfläche.

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 61642

1. Auflage: Oktober 2008

Vollständige Taschenbuchausgabe

Bastei Lübbe Taschenbücher in der Verlagsgruppe Lübbe

© 2006 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Für diese Lizenzausgabe:

© 2008 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach

Titelbild: © Hergen Schimpf/photoselection

Umschlaggestaltung: Nadine Littig

unter Verwendung eines Entwurfs von

Katrin Steigenberger Grafikdesign, München

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Druck und Verarbeitung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-404-61642-8

<p>Sie finden und im Internet unter www.luebbe.de Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de</p>
--

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.